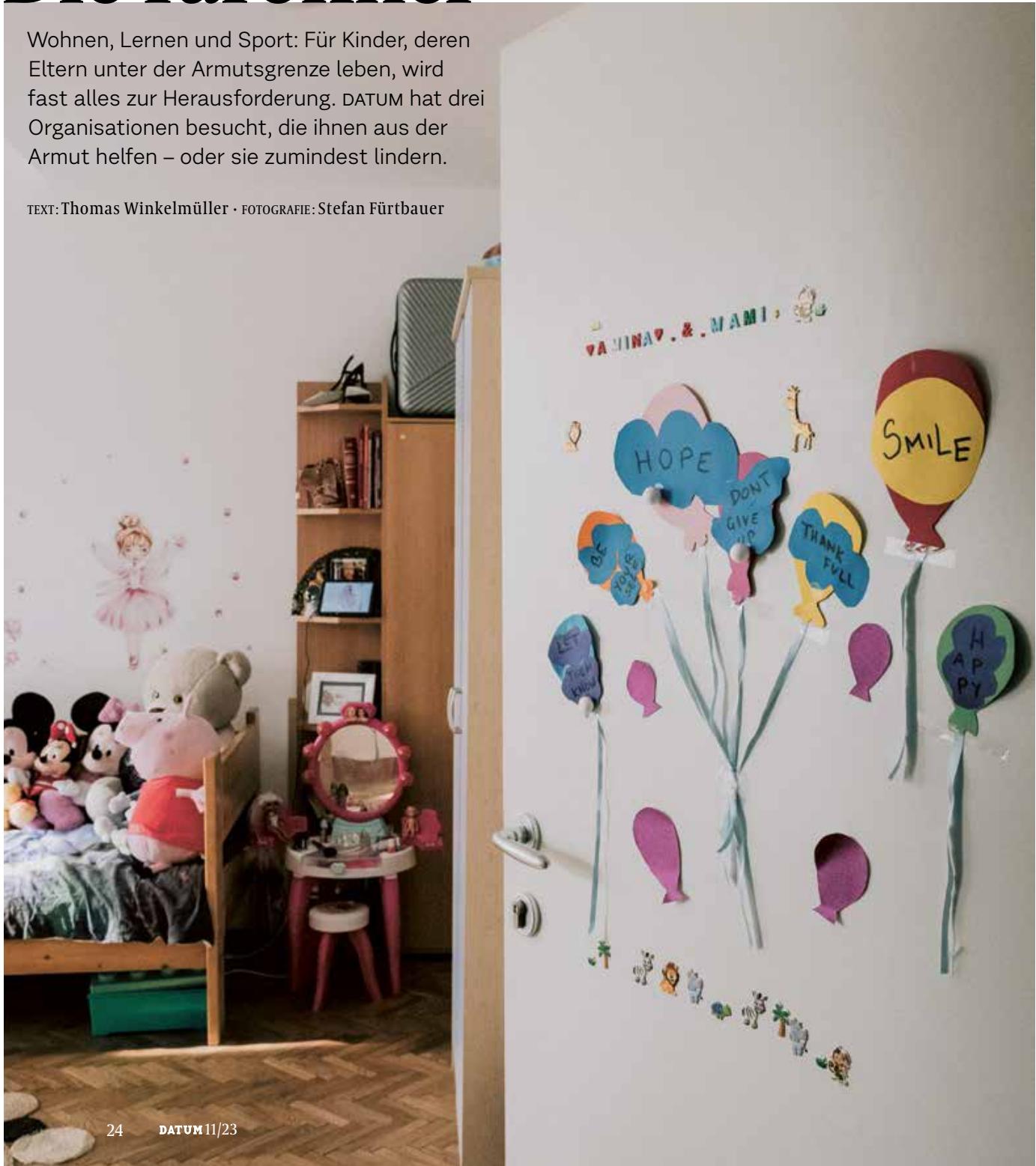


REPORTAGE

Die Türöffner

Wohnen, Lernen und Sport: Für Kinder, deren Eltern unter der Armutsgrenze leben, wird fast alles zur Herausforderung. DATUM hat drei Organisationen besucht, die ihnen aus der Armut helfen – oder sie zumindest lindern.

TEXT: Thomas Winkelmüller · FOTOGRAFIE: Stefan Fürtbauer



Emel G. liebt ihre Tochter. Sie hat zwar nur zwei Zimmer Platz, um der fünfjährigen Amina das zu zeigen. Auf den wenigen Quadratmetern macht sie es aber mit Nachdruck. Den kahlen, fensterlosen Vorraum der Wohnung, in dem die Bodenleiste von der Wand bricht, hat sie mit Puppen und Spielzeug gefüllt. Den zweiten Raum, die Küche, in der auch die Betten der beiden Kopfende an Kopfende stehen, ebenso. Auf dem Schlafplatz ihrer Tochter stapeln sich Stofftiere. Daneben hat sie Amina einen Schminktisch aus Plastik hingestellt und eine eigene Puppenküche, die nicht viel kleiner ist als die echte Küchenzeile gegenüber. Das wenige Geld, das Emel G. hat, gibt sie für ihre Tochter aus.

Die meisten der Spielzeuge hier sind aber bloß Überbleibsel einer besseren Zeit. Eine Zeit, in der Emel G. noch Versicherungen verkaufte, statt Arbeitslosengeld zu beziehen. Eine Zeit, in der sie in einer gewöhnlichen Mietwohnung im 15. Wiener Gemeindebezirk wohnte, nicht in einem Mutter-Kind-Haus ein paar Straßen weiter. Eine Zeit, in der Emel G. und ihre Tochter Amina noch nicht von Armut betroffen waren.

In Österreich lebt eines von fünfzig Kindern ebenso wie Amina in »erheblicher materieller und sozialer Benachteiligung«. So schreibt es die Statistik Austria 2022. Es ist eine abstrakt klingende Umschreibung für sehr reale Lebensumstände. Betroffene Kinder haben kein eigenes Fahrrad, sie können nicht ins Kino oder an Schulausflügen teilnehmen. Ihren Eltern fällt es schwer, Strom, Gas oder Kredite pünktlich zu zahlen. Sie müssen jeden Euro zweimal umdrehen, bevor sie entscheiden, ob sie den Kühlschrank füllen oder am Anfang des kommenden Monats besser doch die Miete zahlen.

In Österreich gibt es ein dichtes Netz an Sozialeinrichtungen, die Familien in solchen Situationen auffangen und unterstützen. Sie spielen einmal in der Woche kostenlos Fußball mit Kindern, die sich den Sportverein nicht leisten können. Sie lernen mit ihnen, weil den Eltern das Geld für die Nachhilfe fehlt. Und sie bieten ein Dach über dem Kopf, wenn Mütter und ihre Kinder ansonsten keines mehr hätten.

Emel G. und ihre Tochter Amina sind eine dieser Familien. Vor ein paar Jahren lebten sie in einer großen Wohnung, das Geld reichte für die beiden. Dann erkrankte die Mutter von Emel G. schwer und wurde zum Pflegefall. Mehrere Jahre kümmerte sich die heute 32-Jährige um die schwere Diabetikerin. Emel G. kündigte ihren Job und zahlte irgendwann keine Miete mehr. »Essen und Trinken war mir damals wichtiger als die Wohnung«, sagt sie. Letztendlich kostete diese Entscheidung sie ihr Zuhause. Etwa zur selben Zeit starb auch ihre Mutter. Für Emel G. war das Erleichterung und weiterer Schicksalsschlag zugleich.

Ihre Tochter und sie kamen in der kleinen Wohnung des Vaters von Emel G. unter und lebten in einer Art von »unsichtbarer Wohnungslosigkeit«. Ein Schicksal, das sie mit vielen Alleinerziehenden – 90 Prozent von ihnen sind wie Emel G. Frauen – teilt. Sie haben kein eigenes Heim und versuchen dennoch ein Dach über dem Kopf zu finden. Die Wohnung des Vaters war vollgestopft mit alten Möbeln. »Ein wirklich passendes Zuhause für mein Kind war das nicht«, sagt sie heute selbst. Job hatte Emel G. zu diesem Zeitpunkt nach wie vor keinen gefunden.

Eines Tages schlich sich ihre Tochter unberichtet aus der Wohnung. Eine Nachbarin brachte sie zurück. Kurz darauf stand das Jugendamt vor der Tür. Für kurze Zeit verlor Emel G. ihr Kind. Es war der Anfang eines Weges, der ihre Tochter und sie schließlich ins »Haus Luise« der Caritas brachte.

Seit drei Monaten lebt Emel G. nun hier, zwei Jahre wird sie mit Amina bleiben. So sind die Regeln im Haus. Auf die Tür in ihrem Wohnraum haben sie gemeinsam aus Papier gebastelte Luftballons geklebt. »Smile« oder »Hope« steht darauf zu lesen und: »Don't give up.« Denn mit dem Angebot, hier wohnen zu dürfen, kommt auch eine Verpflichtung. Im Haus Luise müssen Mütter lernen, wie sie selbstständig leben können.

Die Caritas bietet nicht nur ein Bett, sondern versucht, ihnen beizubringen, wie sie sparen, gesund kochen und pünktlich die Miete zahlen können.

»Manche der Mütter lernen all das hier zum ersten Mal«, sagt Claudia Ferner-Unger. Seit 13 Jahren leitet sie das Haus Luise. Mütter wie Emel G. haben oft lange Leidensgeschichten hinter sich, sagt Ferner-Unger. Sie kommen nach Trennungen von Partnern, Streit mit den Eltern oder Delegierungen. Man braucht auch Disziplin, um pünktlich die Miete zu zahlen. »Die Schuldfrage stellen wir uns in der Sozialarbeit aber nicht«, sagt sie, »es ist großes Glück und Pech, in welche Familie ein Mensch hineingeboren wird.« Die Frauen hier hätten den Umgang mit Geld oft schlichtweg nie gelernt, andere hätten Schicksalsschläge hinter sich. »Wir sind aber auch nicht blauäugig«, sagt die Hausleiterin, »wenn eine Mutter Geld für wirklich unnötige Dinge ausgibt, rede ich auch strenger mit ihr.«

Viele der Mütter hier seien außerdem krank oder hätten psychische Diagnosen erhalten. Ein Phänomen, das auch aus Daten der Austrian Health Interview Survey hervorgeht. Das unterste Fünftel der Einkommensbezieher wies mit 18,5 Prozent den höchsten Anteil an Depression Erkrankter auf. Im obersten Fünftel war der Anteil der Betroffenen mit drei Prozent am niedrigsten. Ferner-Unger sagt es so: »Armut macht auch krank.«

Allgemein betreuen Ferner-Unger und ihr Team die Familien hier »sehr engmaschig«, wie sie selbst sagen. Einmal in der Woche treffen sie sich mit ihnen und sprechen über die finanzielle Situation. Die Bewohnerinnen müssen ihre Konten offenlegen, um gemeinsam Finanzpläne zu erstellen. Sie analysieren ihre Kontoauszüge, führen ein Haushaltbuch über Einnahmen und Ausgaben und bekommen Unterstützung bei Behördenkontakt. Vor allem die Verlängerung der Sozialhilfe überfordert viele der Mütter hier, sagt Claudia Ferner-Unger.

»Essen und
Trinken war
mir damals
wichtiger
als die
Wohnung.«
Emel G.

Die Frauen im Haus Luise zahlen unterdurchschnittlich wenig Miete, knappe 350 Euro. Dafür müssen sie den Aufpreis zum marktüblichen Normalpreis monatlich zur Seite legen. Nach zwei Jahren Betreuung sollten sie dann zumindest 3.000 bis 4.000 Euro für Notfälle ange spart haben. »Wir merken, dass sich die Frauen dabei sehr schwer tun«, sagt Ferner-Unger. Schulbeginn oder neue Winterkleidung würden mitunter zu einer echten Herausforderung. Wenn Mütter später einmal auf eigenen Beinen stehen, sollen sie darauf gut vorbereitet sein, sagt Ferner-Unger, »denn Kinderarmut ist ein strukturelles Problem, und unsere Aufgabe ist, dafür zu sorgen, dass die nächste Generation nicht wieder in die gleiche Situation gerät. Bildung ist dafür der beste Weg.«

Ein paar Bezirke weiter arbeitet eine andere Organisation an demselben Problem, nur mit unterschiedlich gesetztem Schwerpunkt. Denn ein eigenes Dach über dem Kopf ist bloß ein Stück auf dem Weg aus einer finanziellen

Notlage. Das Sozialprojekt Concordia will deshalb armutsbetroffenen Menschen – vor allem solchen mit Migrationshintergrund – einen gleichberechtigten Zugang zu Schulbildung bieten.

An diesem Mittwochnachmittag im Oktober sitzen ein paar junge Erwachsene mit einer Handvoll Kindern im Lernzentrum und machen Hausübungen. Ein etwa achtjähriger Bub, nennen wir ihn Amir, lehnt über einem Blatt Papier und kämpft sich von Wort zu Wort durch die Kurzgeschichte vor ihm: Der kleine Bär Benny hört ein Geräusch und trifft seinen Freund, das Eichhörnchen. Amir schafft es, den Text stockend vorzulesen, Fragen dazu beantworten kann er nicht. Neben ihm sitzt Louis, ein großgewachsener Psychologiestudent mit schwarzer Bomberjacke und Gucci-Sweater. »Ich habe zwar keine Ausbildung als Lehrer, aber bin privilegiert aufgewachsen, und lesen kann ich«, sagt er, »deshalb will ich ein bisschen was von dem Glück, das ich im Leben hatte, zurückgeben.«

Louis ist einer von fast hundert Freiwilligen, die im Lernzentrum im zweiten Bezirk Kinder aller Schulstufen beim Lernen unterstützen. Bildung wird wie Armut immer noch vererbt. Die Kinder hier stammen alle aus Familien mit niedrigen Einkommen. Sie haben mehrere Geschwister, leben in kleinen Wohnungen. Ihnen fehlt es an Raum und Ruhe, um zu lernen oder Hausübung zu machen. Hier haben sie beides. Aufmerksamkeit wie ein Einzelkind zu bekommen, sagt ein Mädchen, das mit drei Brüdern und ihren Eltern im 20. Bezirk wohnt, das finde sie hier so toll.

An diesem Nachmittag sind auch ein paar der Eltern in der Einrichtung der Concordia anwesend. Eine Frau, sie stammt aus dem Sudan, beginnt zu weinen, als sie darüber spricht, was sie ihrer Tochter gerne kaufen möchte. Eine andere, sie ist vor acht Jahren aus Afghanistan geflohen, meint zum Vorschlag des Bundeskanzlers, Kindern Burger und Pommes zu servieren,



Claudia Ferner-Unger (links) und Sonja Hamburger (rechts) machen ähnliche Arbeit an unterschiedlichen Orten.
Sie helfen Kindern und Eltern, die von Armut betroffen sind.

Lina Helms (links) trainiert jeden Donnerstag ihre Mädchen im Schatten der UNO-City. Dabei zählt nicht primär die Leistung, sondern die Möglichkeit, gemeinsam zu sporteln.



wenn das Geld für keine andere warme Mahlzeit reiche: »McDonald's ist für uns Luxus.«

Sonja Hamburger leitet die Einrichtung hier in der Hochstettergasse. Ihrem Namen hat sie in den letzten Wochen den einen oder anderen Wortwitz zu verdanken. Mittlerweile kann sie darüber aber nur noch müde lächeln, vor allem ob der Aussagen im Kanzler-Video. Viele der Eltern hier würden gerne mehr arbeiten, aber sie bekommen in ihrer Branche keine Vollzeitstelle«, sagt Hamburger, »oder sie haben Kinderbetreuungszeiten, weil sie hier allein sind und es keine Oma gibt, die einspringen kann.«

Keinem der Kinder, die hier im Kreis an ihren Tischen sitzen und lernen, sieht man an, aus welchen Verhältnissen sie stammen. »Aber Armut muss man nicht sofort sehen«, sagt Hamburger, »man muss genauer hinschauen, erst dann wird sie sichtbar.« Zum Beispiel beim Essen. Während des Lernens bieten die Betreuer den Kindern eine gesunde Jause. Das bedeutet viel

Obst, auch ein bisschen Exotisches. Auch heute ist der Tisch wieder vollgeräumt mit Früchten. »Auch wenn das jetzt erfunden klingen mag, Kiwis oder Heidelbeeren kennen viele einfach nicht,« sagt Hamburger. Nach der Schule würden sich die Kinder damit die Bäuche vollschlagen, »und zwar ganz klar nicht nur aus Gusto, sondern auch vor Hunger.«

Die Zahlen geben Hamburger Recht. Fast eine halbe Million Menschen hatte letztes Jahr laut Statistik Austria nicht die finanzielle Möglichkeit, jeden zweiten Tag Fleisch, Fisch oder entsprechende vegetarische Speisen auf den Tisch zu bringen. 78.000 von ihnen sind Kinder oder Jugendliche. Ansehen kann man Menschen all das freilich nicht. Das sagt auch Hamburger: »In Österreich geht es um versteckte Armut und über sie müssen wir diskutieren, wenn wir hierzulande ernsthaft etwas ändern möchten.«

Am selben Tag klatscht ein paar Kilometer weiter im Schatten der UNO-City

ein gutes Dutzend Mädchen ab und läuft in Fußballschuhen über den Rasen des Platzes Nummer sieben. Hier im Sportcenter Donaucity tragen sie keine eigenen Trikots. Nur ein paar haben überhaupt Sportkleidung mit. Fast alle Mädchen stammen aus Haushalten, die mit Geldproblemen kämpfen. Trotzdem machen sie hier etwas, das sie sich im Normalfall kaum leisten können: Sport im Verein.

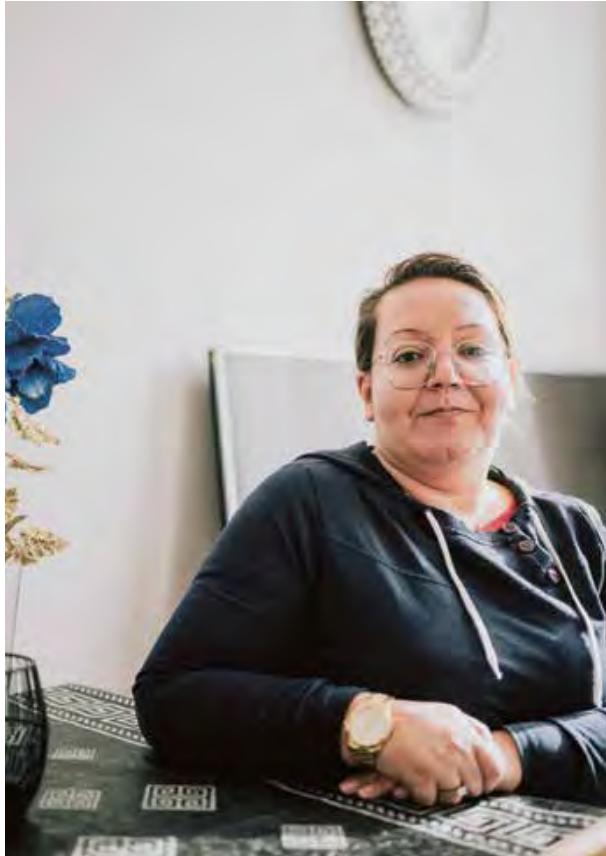
Lina Helms, ihre Trainerin und Projektleiterin bei Kicken ohne Grenzen, lässt einen Sack voll Fußballen auf den Boden fallen und beginnt den Mädchen vom Feldrand aus Anweisungen für Aufwärmübungen zuzurufen. 2015 gestartet als Projekt für Geflüchtete, hat sich der Verein mittlerweile für alle geöffnet. Die Mädchen am Platz stammen aus Österreich, Serbien oder Afghanistan. Teilnahmevoraussetzung gibt es keine. Alle sind willkommen. »Fußball ist ein leicht zugänglicher Sport«, sagt Helms, »jeder Mensch kann gegen einen Ball treten.«

wäre ein eigenes Schulfach über Geld und wie man richtig spart, sagt Magi.

Viele der Mädchen hier, sagt Helms, hätten auch mit Depressionen zu kämpfen. »Darüber spreche ich auch mit ihnen. Sie hätten Leistungsdruck in der Schule, kämen dann seltener zum Training und hätten damit weniger Ausgleich, um sich durch Bewegung abzureagieren. Ein Teufelskreis.

Investitionen in Ganztagschulen, mehr psychosoziale Unterstützung oder eine grundlegende Finanzbildung; all das könnte Kinderarmut mittelfristig lindern. Die Maßnahmen wären mit hohen Kosten verbunden – die sich aber rentieren würden. Studien des »National Bureau of Economic Research«, eine gemeinnützige Forschungsorganisation aus den Vereinigten Staaten, haben gezeigt, dass Investitionen in Bildung und Gesundheit von Kindern ein Vielfaches ihrer Kosten wieder einspielen.¹³ 13 Prozent Rendite pro Jahr und Kind waren es in einer Studie bei der Unterstützung von Kindern bis zum fünften Lebensjahr.

Für Emel G. und ihre Tochter Amina rentieren sich die Investitionen durch die Caritas bereits. Die Mutter hat damit begonnen, ihr Leben nach dem Mutter-Kind-Haus zu planen. Momentan arbeitet sie auf eine eigene Juno-Wohnung hin, ein leistbares Angebot speziell für Alleinerziehende. Außerdem sucht sie wieder einen Job. Mitte Oktober hatte sie ihr erstes Bewerbungsgespräch. Es wäre eine Stelle im Verkauf bei einer Süßigkeiten-Kette. »Mein Hauptziel ist aber, dass es der Kleinen gut geht, dass der Einkaufswagen auch einmal wieder voller sein darf«, sagt Emel G., »vor allem aber, dass sie es gut aus dieser schweren Zeit schafft.«



Emel G. lebt im Mutter-Kind-Haus der Caritas im 15. Bezirk.

Als »arm« will sie sich nicht bezeichnen, »finanziell eingeschränkt« würde es besser treffen.

Vereinssport wie Fußball kostet in Österreich aber auch viel Geld. Jugendliche brauchen Schuhe, Trikots und Kleidung. Die Mitgliedschaft kann bei mehreren Kindern im Jahr schnell vierstellige Kosten verursachen. Deswegen müssen sie hier nichts bezahlen, um mitzumachen. Auch Sportkleidung brauchen die Mädchen keine. »Wenn das Voraussetzung wäre, hätten sie schon die erste Hürde vor sich«, sagt Helms. Fußballschuhe spenden Privatpersonen. Helms verteilt sie dann unter den Spielerinnen. Wenn sie regelmäßig mitspielen, bekommen Mädchen vom Verein auch einen Zuschuss für ein eigenes Paar. Die Hälfte der

Mädchen am Rasen sind so zu ihren Schuhen gekommen.

Eine von ihnen, Sara, ist 15 Jahre alt und spielt hier das erste Mal in einem Verein. »Mit dem Geld meiner Eltern ging sich das nie aus«, sagt sie. Neben ihr sitzt Magi. Sie kam zum Verein, nachdem ihr Sara davon erzählt hatte. Ihr Vater arbeitet als Bauarbeiter, die Mutter putzt. Geld ist auch bei ihnen zu Hause ein Thema, sagt sie. Nur reden ihre Eltern mit ihr nicht darüber. Aber Magi lauscht den Gesprächen der Eltern. »Ich wünschte, die beiden würden mehr mit mir über Geld sprechen«, sagt sie, »damit ich lerne, wie man richtig damit umgehen kann.« Noch besser

Der Autor empfiehlt

das Buch »Was Kindern jetzt gut tut – Gesundheit fördern in einer Welt im Umbruch« von Martin Schenk und Hedwig Wölfel. Kinderarmut geht weit über die materielle Komponente hinaus. In diesem Buch wird das klar.